

Totes Narbengewebe

Autor(en): **Niedermann, Andreas**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **16 (2009)**

Heft 177

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-884830>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

TOTES NARBENGEWEBE

Ende der siebziger Jahre holte ich in der Wassergasse oft meine Freundin ab, die in einer kleinen Schneiderei arbeitete. Ich erinnere mich an einen ausgebleichten Lattenzaun, an einen blühenden Baum (wars eine Kirsche?), ja, einen kleinen Garten. Die Sonne schien.

Dann, in den Achtzigern, war dort gleich um die Ecke der Künstler Josef Felix Müller in seinem Atelier zugange. Ich war dabei, als er mit der Kettensäge den alten Schiffboden der Werkstatt in einen beeindruckenden Holzschnitt verwandelte. Und weiter vorne, Richtung Kloster, gab es das Gamarinus, eine äusserst interessante Trinkerhöhle mit Schinpo und freundlichen Wirtsleuten. Ging man ein wenig den Berg hinan, stand man vor dem schärfsten Club der Stadt, dem Zabi. Von alledem blieb nichts. So ist das Leben.

Liebende trennen sich, Lattenzäune verfallen, Trinker sterben, Künstler wachsen aus ihren Ateliers hinaus, Bodenpreise steigen, und auch Spekulanten müssen leben. Also nichts, was zu Depressionen Anlass gäbe. Dass es trotzdem so ist, dürfte der Stadtverwaltung und dem einen oder anderen Architekten geschuldet sein. Der Anblick dieser Stadtecke macht krank. Das Auge erblickt totes Narbengewebe. Es weiss nicht, was es da sieht. Es ist nicht einzuordnen. Der Anblick verstört. Er verursacht physische Schmerzen, und man möchte in Tränen ausbrechen, wie nach einer erschreckend verpfuschten Schönheitsoperation.

Als ich neulich wieder einmal (törichterweise an einem Sonntagmorgen) in der Wassergasse unterwegs war, notierte ich später in meinem Blog: ... und wer nie am Sonntagmorgen um halb neun durch die Wassergasse Richtung Innenstadt gegangen ist, kennt diese Stadt noch weniger. Der trunkenen Panik der Nacht folgt nach dem Lichterlöschen gleich der Rigor Mortis. Eine Stadt, die nicht mehr erwachen will. Sie hat genug. Sie hängt sich selber zum Hals raus. Ihr Atem geht, aber wie lange noch?

Kein Mensch traut sich auf die Strasse. Und sie haben Recht. Beim Anblick der neuen, von leberkranken Architekten errichteten Gebäude denkt man zum ersten Mal seit langem wieder an Selbstmord. Oder Mord. Staunend steht der Flaneur vor diesen baulichen Scheusslichkeiten und versucht sich ein Bild von den psychischen Problemen der Stadtverwaltung und Architekten zu machen.

Er spürt aber gleichzeitig instinktiv, dass er sich hiermit – schon um der eigenen Gesundheit willen – nicht allzu lange aufhalten sollte. Also, denkt sich der Flaneur, der nun ganz alleine auf der Welt ist, eingemummelt in eine beängstigend geschmack- und charakterlose Stille, geh ich halt einen Kaffee trinken. Er lenkt seine Schritte in die Innenstadt. Sie ist leerer als leer. Alle Menschen sind über Nacht an Alkoholvergiftung und/oder Selbstüberdross gestorben. Der Flaneur atmet flach, weil er glaubt, ein tiefer Atemzug würde die fauligen Gase der Verwesung aufkühlen. Er späht durch die Fenster der Beizen. Alle geschlossen. Klar, wer sollte sie öffnen? Und vor allem: für wen? Aber siehe da! Ein Überlebender kommt ihm entgegen. Ein Mitmensch. Er trägt ein Robidog-Säcklein in der Hand. Ein Hund ist nicht zu sehen. Vermutlich ist er tot. Und der Überlebende vollzieht ein Ritual, das er längst nicht mehr begreift ...» *Andreas Niedermann*

*Andreas Niedermanns wärmstens empfohlener Blog:
www.songdog.at/blog*

